

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Martino Lunghis Meerkatze

Autor: Lundquist, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Naturgeschichte im kleinen. Denn das muß bestont werden: Margarete Goetz phantasiert nicht Fremdes in die Natur hinein; ihre Märchen sind der Natur abgelauscht und haben alle ihren Ursprung in lieblicher und genauer Beobachtung der Wirklichkeit. Wie die Beherrschung des weichen Kinderkörpers und seiner unbeholfenen Bewegungen nur durch ernste Naturstudien erworben werden konnte, so erwachsen auch die feinen Phantasien alle irgendwie aus einer Aneherung des Lebens. Man betrachte einmal unsere Bildchen. Es sind alles einfache, alltägliche Vorgänge aus der Natur, zumal aus dem Reich der Pflanzen und kleinsten Tiere, welche die Malerin mit einer anmutigen Umdeutung ins Menschlich-kindliche uns vorträgt: des vorwitzigen Schneeglöckchens schreckhaftes Ershauern im Schneesturm, der Krokusknospe reizend schallhafte Entwicklung aus feinstter Hülle, des silbernen Weidenkätzchens lustiger Kappenlupf, der Soldanella geheimnisvolle Auferstehung aus dem Schneegrab, das sie mit des eigenen Atm's Wärme sich öffnet, der Tannzapfen Wundern und Jubel über die seltsamen Vorgänge im Vogelnest — lauter naturgemäße und deshalb originelle Kreationen. Eine eigentliche konventionelle Märchenfigur finden wir allein im eingefrorenen Nixlein; aber wie köstlich und neu ist auch hier die übernommene Gestalt zu natürlichen Bedingungen in Beziehung gebracht! Jedes dieser in zartesten Farben ausgeführten Blätter enthält ein echtes Märchen: in kindlichem Ausdruck das menschlich umgedeutete Symbol von Ereignissen im Leben der Natur.

Margarete Goetz ist aber nicht allein eine Darstellerin des Kindes und eine Dichterin für das Kind und alle, die sich einen Kindersinn zu bewahren gewußt, wer ihre Bücher recht versteht, wird in ihr auch eine Erzieherin zu weiser und zielgläubiger Lebensführung erkennen, eine feinfühlige Priesterin der Schönheit der Natur und deren unvergänglichen Auferstehungswonnen. Deshalb hat es auch einen besondern Sinn,

sich in diesen osterlichen Zeiten mit der frühlingshaften Kunst der Poetin, unter deren zarten Händen die ganze Natur zum Rinde wird, zu beschäftigen, und wer etwa in der angenehmen Lage ist, auf Ostern ein geliebtes Kind (ein kleines oder großes)

zu beschaffen, der mag sich der drei holden Bücher erinnern, von denen überdies ein jedes den barmherzigen und rührenden, für das Wesen der großen Kinderfreundin — die ja auch eine sinnige Karte für den Zürcher Kinderhilfstag entworfen — so bezeichnenden Stempel trägt: „Der Erlös ist für arme Kinder bestimmt!“

M. W.

Marg. Goetz, Zürich. Bleistiftskizzen, mit Weiß aufgehöhlt.



Martino Lunginis Meerkatze.

Nachdruck verboten.

Italienische Novelle von Ernst Lundquist. Autoris. Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedr. von Känel, Alechi. (Schluß).

Bie beiden Freunde hatten das Pantheon erreicht, wo sehr viele Leute aus- und eingingen.

„Ist heute ein Fest in der Rotonda, daß sie so stark besucht ist?“ fragte Martino, um ein neues Gesprächsthema auf die Bahn zu bringen.

„Wärst du gestern nicht dabei? Es war ja San Giuseppes Tag!“

„Nein, das vergaß ich!“

Er war selbst verwundert; denn zum ersten Mal hatte er die Gemäldeausstellung vergessen, welche die Congregazione dei Virtuosi alljährlich an diesem Tag im Pantheon veranstaltete.

„Waren viele Leute anwesend?“

„Ganz Rom außer dir. Salvator Rosa mit seinem ganzen Hof, Bernini mit seinem Jungengeselge. Am Abend brannten Tausende von Wachskerzen; es war großartig!“

„Hattest du ein Gemälde ausgestellt?“

„Ich hatte meinen ‚Traum Romualdos‘ dort; aber kein Mensch betrachtete ihn, nicht einmal ich selber. Alle hatten nur Augen für das merkwürdige Mulattenporträt.“

„Mulatt ...“

„Ja, es ist von dem Spanier, den wir neulich beim Bankett bei Salvator an der Trinità dei Monti trafen.“

„Der schweigfame gravitätische Herr mit dem zu Hunden gekämmten Haar? Velasco, hieß er, wie ich glaube.“

„Gerade der ist's. Er ist in Italien, um Gemälde und Statuen für den spanischen König zu kaufen und hat, natür-

lich auf Empfehlungen, den Auftrag erhalten, ein Porträt seiner Heiligkeit des Papstes zu malen, und um sich zu üben, hat er hier in Rom seinen Farbenreiber abkonterfeit, einen Mulatten, häßlich wie alle Todsünden. Es war das Porträt, von dem gestern alle Leute sprachen.“

„Nun, ist es gut?“

„Geh hin und sieh selbst! Es ist so gut, daß ich deshalb heute geschworen habe, nie mehr einen Pinsel anzurühren, es



Marg. Goetz, Zürich. Farbenstizze.

sei denn des Brotes halber. Du weißt, daß ich Domenichino bewundere und Raffael nicht als einen Menschen, sondern als einen Engel betrachte. Aber seit ich diese Mulattenphysiognomie von Señor Valesco gesehen habe, weiß ich — hörst du, ich weiß! — daß niemand früher hat malen können, nicht ich, nicht Domenichino, nicht einmal Raffael. Alles, was wir gestern in der Säulenalle der Rotonda ausgestellt sahen, war bloß Holz und Tuch und Oelfarbe; aber der Mulatte war Wirklichkeit, Wahrheit — er war Leben!"

Sie befanden sich jetzt in den schmalen Gassen hinter dem Pantheon, wohin Andrea wie aus alter Gewohnheit gesteuert war. Er ging nie nach dieser Seite, ohne einen Blick auf eine Freske zu werfen, die er in seiner Jugend über dem Eingang eines Hauses in der Nähe von S. Chiara, einem Asyl für unglückliche Frauen, gemalt hatte. Er hegte eine besondere Vorliebe für diese Jugendarbeit, die er ausgeführt hatte, bevor Zweifel und Selbstkritik und Unsicherheit auch noch jene „Faulheit“ geschaffen hatten, durch die er so sehr auffiel. Seine Freunde lachten über die lästigen Vorwände, womit er immer ihre Schritte in der Richtung von S. Chiara zu lenken suchte. Und jetzt standen er und Martino vor der Asylspforte; aber Andrea sagte nicht ein Wort und betrachtete seine Freske mit einem finstern Blick. Sie stellte die heilige Familie vor. Josef will den kleinen Jesus lehren und hält ein Buch vor ihm hin; aber der Knabe hat die Brille von der Nase des Alten genommen und sie auf seine eigene gesetzt.

„Ist dies nicht auch Wirklichkeit, Wahrheit, Leben?“ fragte Martino, um seine üble Laune zu zerstreuen.

„Dummheiten! Aber es freut mich doch, daß die Gassenjungen nicht Steine danach werfen — ich hätte wirklich Lust, es selber zu tun!“

Er wendete sich ab, und sie setzten ihren Weg nach S. S. Apostoli fort.

„Ich will zuerst meinen Geldbeutel hinauftragen,“ sagte Martino; „nachher begleite ich dich in die Rotonda und sehe mir den Mulatten an. Begleite mich hinauf; du hast mein Haus gewiß nie von innen gesehen!“

Sie gingen hinauf; Sora Terenzia öffnete ihnen die Tür und verschwand in ihrer Küche. Martino schloß das Geld in eine Truhe ein und wies darauf die Wohnung mit allen ihren Kunstsachen, kostbarkeiten und geschnittenen Möbeln vor. Sie besahen alle Zimmer, außer einem einzigen, in dem man eine weibliche Stimme gedämpft ein Liebeslied singen hörte. Als sie dort anlangten, führte Martino seinen Gaft hinaus in den Korridor und von dort in das gegenüberliegende Zimmer.

„Was hast du in jener Kammer, daß du sie nicht zeigen darfst?“ fragte Andrea lächelnd.

Martino antwortete nicht.

Als sie die Räume besichtigt, gingen sie wieder hinunter, um sich in die Ausstellung in der Rotonda zu begeben. Auf dem Apostoliplatz waren sehr viele Leute in Bewegung. Mar-

tino blieb eine Strecke vor seinem Haus stehen und ersuchte den Freund, dessen Freskogemälde zu betrachten, die durchaus nicht des Kunstwertes entbehrt, obwohl sie in einem etwas burlesken, witzlichkeitgetreuen Stil gehalten waren.

„Sieh dir doch z. B. diesen rotbärtigen deutschen Landsknecht dort neben dem Papst an,“ sagte Martino, „der die Wange mit der Hand stützt und dadurch ein schiefes Gesicht bekommt. Hast du jemals ein scheußlicheres Fratzengesicht gesehen?“

In diesem Augenblick hörte man einen weiblichen Schrei aus einem offenen Fenster droben im Hause, und eine hellgekleidete Gestalt, die vorhin neben dem Fensterrahmen gestanden und vorsichtig auf sie herabgeschrägt hatte, zog sich hastig zurück. Martino wurde zuerst weiß und starr wie Marmor, dann feuerrot; er starnte nach dem leeren Fenster hinauf und schlug sich so heftig vor die Stirne, daß die weißen Eindrücke der Knöchel sichtbar wurden.

„Ich Tor,“ rief er, „ich dummer, unsinniger Lump!“

Dann warf er sich mitten auf der Straße auf die Knie und rief zum Fenster hinauf: „Giovanna! Giovannina mia! Ich meinte nicht dich; du bist in meinen Augen schön wie eine Göttin! Ich habe nie ein herrlicheres Weib gekannt, als du bist, Giovanna!“

Aber das Fenster gähnte leer wie früher. Leute begannen sich um die beiden Freunde anzusammeln. Andrea zog Martino am Arm, um sich mit ihm zu entfernen; aber er ließ sich nicht von der Stelle rütteln. Noch immer lag er auf den Knieen, streckte die Hände nach dem Fenster empor und rief wie in Verzweiflung: „Giovannina! Mein geliebtes Herz! Ich meinte nicht dich!“

Die Volksmenge um sie her wurde immer dichter. Andrea schämte sich und trat zur Seite.

„Zu wem spricht er? Es ist ja niemand droben. Ist er verrückt geworden?“ riefen Stimmen aus dem Haufen.

Aber er fuhr fort wie vorhin: „Giovanna, mein teurer Schatz, meine Seele! Du bist schön, sage ich, schöner als alle Römerinnen, und ehe ich dich sah, habe ich kein Weib geliebt! Giovanna! Giovannuccia!“

Es entstand eine Bewegung im Volkshaufen. Eine helle Frauengestalt drängte sich vorwärts, und im nächsten Augenblick lag sie in Martinos Armen und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter; das wirre Negerhaar umgab sie wie eine Wolke.

„Martino, du Narr!“ hörte man sie sagen.

Aber er nahm ihr häßliches Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie auf die Wangen, auf die Wangen, auf den Mund, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann nahm er sie auf seine Arme, sprang auf und ging mit großen Schritten durch die Volksmenge. Aufs Geratewohl steuerte er nach seinem Hause, und noch aus dessen Torgang hörte man ihre lauten Küsse...

Der Planet Mars.

Mit fünf Abbildungen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mancher von uns, der das Auge zum Sternenzelt erhebt, mag sich die Frage stellen, ob dort oben auch Menschen oder sonstige denkende Lebewesen wohnen. Die Antwort klingt nicht ermunternd. Auf all den Millionen von Sternen mit Ausnahme von fünf oder sechs gibt es keine lebenden Wesen. Diese Sterne sind nur der Tummelplatz wilder Naturgewalten; wir dürfen keine fühlenden Geschöpfe darauf vermuten. Dazwischen sind vielleicht ebenfalls Millionen von Weltkörpern, wo die Lebensbedingungen ähnlich günstig sind wie auf der Erde; aber auch unsere spätesten Nachkommen werden nie etwas davon erfahren. Eine derart entfernte Lebensverwandtschaft zählt überhaupt nicht. Wir sind also gezwungen, den Blick von all den Sternbildern abzuwenden und unsere lebenden Vettern

nur auf den allernächsten Himmelskörpern zu suchen. Aber der nächste Himmelskörper, der Mond, beherbergt sicher keine denkenden Wesen. Seine Oberfläche läßt nur einen furchtbaren Vernichtungskampf der Naturkräfte ahnen. Der Mond ist kein Ort für unsere Lebensforschungen.

Lange nicht so gut sichtbar wie der Mond, aber doch besser als die übrigen Gestirne ist der Mars. Er ist der einzige Planet, den wir mit den vorhandenen Mitteln noch erforschen können, während wir nur die Hoffnung hegen, daß es mit Hilfe zukünftiger Verbesserungen gelingen werde, auch einige andere Planeten zu erklären. Es ist daher begreiflich, daß die Beobachtungen dieses Planeten mit etwas Ungeduld betrieben wurden. So nannte man die dunkeln Stellen Meere, ohne auch nur